

Verwundet in Kabul, sterben in Deutschland.

Kurze Geschichte eines Einwanderers

Eine der wichtigsten Ideen vom guten Leben lautet, es glücklich und sicher zu verbringen. Niemand weiß, was das Schicksal bringt, stets kann sich das Blatt zum Guten oder zum Schlechten wenden. Für einen Menschen aus Afghanistan ist das Leben hart, und letztlich sehr speziell. Es ist nicht nur eine Geschichte, sondern auch das Gefühl, dass es immer schlimmer wird, wenn dich die Lebensumstände hart treffen. Und wie jemand mit einem letztem Rest Hoffnung überleben kann. Ein Bericht über das Leben in einem der Ingolstädter Anker-Zentren. Von Bahis Delawery. Übersetzung von Elena Stingl.

Kabul ist ein schöner Ort, aber zugleich voller Elend und Not. Man erlebt dort Glückgefühle und erblickt zugleich den Abgrund, manchmal von einer Sekunde auf die andere. Das gilt nicht nur für die Stadt selber, sondern für das ganze Land. Einen guten Job und eine solide Ausbildung zu haben, reicht nicht aus für ein gutes Leben, man brauchen mehr als das. Für mich waren Sicherheit und ein ganz normaler Alltag stets die Priorität in meinem Leben, was es dort aber leider nicht gibt.

Ich hatte genug von den vielen Selbstmordattentaten und Anschlägen, davon, enge Freunde und Familien-

mitglieder durch die Bomben zu verlieren und immer mit der Bedrohung zu leben. Es war nicht mehr auszuhalten. Eines Tages überlebte ich knapp eine Bombendetonation und ein Attentat, zwei enge Freunde hatten weniger Glück, ich verlor beide. Oft spürte ich die Druckwellen einer Explosion in weit entfernten Gebieten. Ich sah Menschen von Bomben in die Luft geschleudert, während ihre Gliedmaßen in Stücke zerfetzten. Ich habe viele brenzlige Situationen erlebt. Voller Tragödien, Bedrohungen und Schocks. Mein Verstand explodierte buchstäblich davon. Es saugte mir die Kraft aus und wurde unerträglich. Diese Erlebnisse hatten schlimme Folgen. Meine geistige

Gesundheit zerriss meine täglichen Routinen. Wenn ich das Haus verließ, konnte ich den Tod mit jedem Wimpernschlag auf mich zukommen sehen. Ich befand mich in einer paradoxen Situation. Ich wollte arbeiten und Geld verdienen, um zu überleben, und gleichzeitig wehrte ich mich dagegen. Immerzu hatte ich Angst und fürchtete mich. Ich bekam Depressionen und Angstzustände. Gleichzeitig war der Gedanke, auszuwandern oder in ein anderes Land zu gehen, nicht weniger erschreckend. Das würde nur noch weitere Sorgen und Zweifel in mein ohnehin prekäres Leben bringen. Ich war unschlüssig. Bis ich nicht mehr konnte. Es wurde Zeit, eine meiner schwerwiegendsten Entscheidungen zu treffen. Es wurde Zeit für das, was ich mir immer gewünscht habe: Sicherheit und Leben.

Alles zurücklassen und fortgehen

Die Entscheidung, in ein anderes Land zu gehen, fiel mir alles andere als leicht. Ich musste so vieles hinter mir lassen: Die Erinnerungen, die Gefühle, alles, was ich hatte, alles. Es tut mir weh und bedrückt mich. Die Erinnerungen werden immer mit dir leben. Erinnerungen gehen nie. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich spät nachts auf den Straßen Kabuls durch Schlaglöcher und Schlamm lief, überwältigt von Schrecken und Schmerzen. Ich musste die Menschen verlassen, die sich um mich kümmerten, die Freundeskreise, Kollegen, Familie, Arbeit und Büro. Ich spüre immer noch den Geschmack des Essens, das ich manchmal in einem kleinen matschigen Restaurant in einer matschigen Gasse im Zentrum der Stadt zu mir nahm. Den Geschmack des Uzbeki Palaw, das meine Cousins und ich in einem klassischen Restaurant am Rande der Stadt gegessen haben. Alles würde ich zurücklassen. Vielleicht für immer. Vielleicht werde ich das nie wieder erleben. Die Entscheidung war schwer genug und würde alles um mich herum verschwimmen lassen.

Endlich hatte ich die Möglichkeit, nach Deutschland zu fliegen. Nach meiner Ankunft wollte ich einen Asylantrag stellen. Zurückschauen ging nicht mehr, ich konnte nicht einmal mehr daran denken, in mein Heimatland zurückzukehren. Wieder dort zu leben hätte schreckliche Folgen. Deutschland ist ein wirtschaftlich, kulturell und historisch reiches Land. Ein wunderschöner Ort mit köstlichen Speisen und einer der höchsten Lebensqualitäten. Als Einwanderer denkt man, dass es im Leben nur noch bergauf gehen kann, vor allem, wenn man aus einem Kriegsgebiet kommt. Schließlich hatte ich mich zur Immigration entschieden. Ich beantragte Asyl in München. Das

Zentrum, das sich „Erstaufnahmeeinrichtung“ nennt, war von Zäunen umgeben, aber ich hatte die Freiheit, mich innerhalb des Landes zu bewegen. Ich würde einige Nächte draußen verbringen. Ich traf Freunde, die weit entfernt der Stadt wohnten. Meine Bewegungsfreiheit war nicht eingeschränkt. Ich hatte ein besseres Gefühl dabei. Nach irgendeinem bürokratischen Verfahren beschlossen sie, mich nach Ingolstadt zu verlegen und meinen Asylantrag dort zu bearbeiten. Ich habe noch nie zuvor von der Stadt gehört. Ich begann, nach Informationen zu suchen und fand heraus, dass es sich um die Stadt der Firma Audi handelt. Mein Interesse an der Stadt erwachte wieder, und die Idee, in die Audi-Stadt zu ziehen, begeisterte mich.

Als ich auf dem Areal ankam, erstarrte ich minutenlang

Ein sogenanntes „Neues Zuhause“ in Ingolstadt

Nach ein paar Tagen wurde ich dorthin gebracht. Im Vergleich zu München schien die Stadt kleiner und ruhiger. Direkt nach Ankunft dachte ich die ganze Zeit über meinen neuen Wohnort nach. Wie es wohl sein würde? Wo würde er sein? Wird er besser sein? Werden sich die Dinge bessern? Was werde ich tun dürfen? Was nicht? Ich suchte nach einer Veränderung – einem Zuhause, wo ich meine Freiheit habe. Ein Zuhause, wo ich frei über meine Zukunft entscheiden kann.

Nach dem „Gespräch zur Identitätsfeststellung“ mit der Einwanderungsbehörde wurde ich in das sogenannte „Neue Zuhause“, das Anker-Zentrum hieß, gebracht. Ein immer noch von Zäunen gesäumter Ort. Ich traute meinen Augen nicht. Das war überhaupt nicht das, was ich mir vorgestellt hatte. Als ich auf dem Areal ankam, erstarrte ich minutenlang. Ich ertrank in meinen eigenen Gedanken. Ich dachte mir, das kann doch nicht wahr sein. Plötzlich schossen mir tausend Fragen durch den Kopf. Wo ist dieses eingezäunte Gebiet? Warum bin ich hierher verlegt worden? Es sieht aus wie ein Gefängnis. Wie soll man an so einem Ort leben? Werden Asylanträge hier überhaupt ernst genommen? Vielleicht haben sie gedacht, ich würde mich in dieser Umgebung sicherer fühlen als in einem Kriegsgebiet. Kümmert es sie überhaupt, dass ich geflohen bin, weil ich in Angst und Schrecken lebte? Haben sie beschlossen, mich an diesen Ort zu

jung sein



„Please don't take me here. I don't want to live here.“

Innenansicht eines Anker-Zentrums in Bayern I

bringen? Bereits der Anblick entsetze mich. Wo soll ich jetzt hingehen? Kann ich woanders hingehen? Bitte bringt mich nicht hierher. Ich will hier nicht leben. Dieser Ort ist nicht für mich. Ich bin ein Mensch. Aber warum passiert das überhaupt? Weil ich ein Afghane bin? Weil ich Einwanderer bin? Habe ich das alles verdient? Ich wollte alles in Frage stellen, sogar meine eigene Existenz. Aber dann wurde mir klar, dass ich nur in meinem Kopf bin. Es war zu spät.

Nach ein paar Minuten wurde ich hineingeführt. Als ich den Bereich betrat, begrüßte mich der Sicherheitsdienst. Ich war von Gefühlen überwältigt. Ich bin immer noch in meinem Kopf. Ich kann es nicht aufhalten. Warum sind diese Typen hier? Sind sie hier, um mich vor der Gesellschaft zu schützen oder um die Gesellschaft vor mir zu schützen? Warum bin ich isoliert? Wie kann ich mich integrieren, wenn sie mich an einen solchen Ort bringen? Es passt nicht. Ich musste mich jedes Mal an- und abmelden, wenn ich hinein- oder hinausging. Das gesamte Sicherheitspersonal erinnerte mich an meine Schulzeit. Wir hatten Sicherheitskräfte, die uns beaufsichtigten, damit wir während der Unterrichtszeit nicht aus der Schule rannten. Aber das war anders. Es fühlte sich anders, nicht richtig an. Ich meldete mich an und wurde zum Verwaltungsbüro geführt. Ich ging durch den Korridor im Inneren des Containers, umgeben von Sicherheitspersonal, das über den Korridor verteilt stand. Sie vermittelten mir ein Gefühl der Gefangenschaft.

Bin ich Gefangener?

Als ich in das Verwaltungsbüro kam, wurde ich im Zentrum registriert und mir wurde ein Zimmer zugewiesen. Aber ich kann trotzdem nicht aus meinem Kopf heraus. Tausende von unbeantworteten Fragen und Gedanken gingen mir im Kopf um. Ich fühlte mich wie ein Krimineller. Ein Typ aus dem Büro führte mich in mein Zimmer, und auf dem Weg dorthin, ich war neugierig, fragte ich ihn, wie lange ich an diesem Ort bleiben würde. Er grinste mich an und sagte, ich sei gerade erst angekommen; es sei zu früh, um die Frage zu beantworten; und ehrlich gesagt wisse das eh niemand so genau. Was? Wieso weiß das niemand, fragte ich. Er meinte, er arbeite bloß für das Verwaltungsbüro und habe auch keine Ahnung. So läuft das hier also. Mein Schicksal liegt jetzt in den Händen anderer. Sie bestimmen und legen die Dinge fest. Ich kann nicht selbst entscheiden. Ich kann meine

Situation nicht selbst lösen. Das kann doch nicht wahr sein. Ich wurde von Gefühlen überwältigt. Ich konnte nicht glauben, dass so etwas hier passiert. Alle sechshundachtzig Milliarden Neuronen meines Körpers feuerten. Ich war nervös. Ich zitterte und bebte. Meine Handflächen begannen zu schwitzen. Ich war schweißgebadet und sah aus, als hätte ich gerade geduscht. Mein Verstand schrie um Hilfe.

Schließlich wurde ich in das mir zugewiesene Zimmer gebracht. Als ich den riesigen zweistöckigen Container hinaufstieg, schaute ich zum Himmel. Schwere dunkle Wolken zogen schnell vorbei, eine kalte Brise strömte über mein Gesicht, die Luft war voller Not und Verzweiflung. Ich drehte mich um und sah die Kinder an, die auf dem sogenannten „Spielplatz“ spielten, er war voller Sand und Staub und sie sahen glücklicher aus. Sie hatten Spaß. Die armen Kinder hatten keine Ahnung von ihrer Umgebung. Das brach mir das Herz.

Ich hoffte auf einen magischen Sturm. Einen Sturm, der blitzartig alles davonweht, was ich erlebte. Ich hätte ihn so verzweifelt gebraucht. Aber es passierte nichts. Ich gehe allmählich in den Augenblicken verloren. In Gedanken fragte ich

mich immer noch, wie das alles denn überhaupt möglich war, als ich plötzlich hörte, wie der Typ aus dem Büro mich rief: „Hey, auf geht's!“ Mein zugewiesenes Zimmer befand sich im zweiten Stock, also begannen wir, die Treppe zum hinaufzusteigen. Ich dachte nur daran, wie ich hier leben könnte. Sie zeigten auf einen Raum und sagten, das sei mein Zimmer. Wie ein Zimmer sieht das nicht aus, dachte ich. Es sieht schrecklich aus. Es gibt nur dünne Trennwände. Als ich dort hinging, spürte ich den riesigen Container erbeben.

Als ich mein Zimmer betrat, sah ich drei andere Menschen aus meinem Land. In ihren Augen sah ich, dass sie noch pessimistischer, hoffnungsloser und unglücklicher waren als ich. Der Mann aus dem Büro stellte mir meine neuen Mitbewohner vor und ging. Wir begrüßten uns, und sie hießen mich im Zimmer willkommen. Nach einem kurzen Gespräch erfuhr ich, dass sie bereits seit einiger Zeit in dieser Ungewissheit lebten, man sagte ihnen wieder und wieder, sie müssten warten. Niemand wusste, was als Nächstes passieren würde.

Der riesige Container bebe

Eine Frage von Privatsphäre und Gerichten

Einer von ihnen zeigte mir mein Bett und meinen Schrank. Hier ist alles aus Metall. Das Geräusch, wenn man auf dem Bett sitzt oder den Schrank öffnete, nervte mich jetzt schon. Die beiden sahen alt aus. Als wären sie schon seit Jahren hier. Es haben also schon viele Leute hier gewohnt. Sie hatten bestimmt noch mehr Geschichten zu erzählen. Auch hinter der dünnen Trennwand bin ich nicht allein. Ich werde in einem Zimmer mit drei anderen Menschen leben. Wie soll ich hier Zeit verbringen? Ich kann meine Nachbarn laut und deutlich hören. Ich höre ihre Telefongespräche. Was ist mit meiner Privatsphäre? Wer kümmert sich um meine Privatsphäre? Vielleicht gibt es dafür jetzt keinen Grund. Ich fragte einen von ihnen, ob ich nach außerhalb des Zentrums verlegt werden könne, aber er antwortete: „Viel Glück! Versuch dein Bestes. Es hat bisher bei niemandem hier funktioniert, vielleicht funktioniert es ja bei dir. Ich habe in den letzten sechs Monaten versucht, hier wegzukommen. Ich wollte bei meiner schwangeren Frau und meinen zwei kleinen Kindern sein, sie brauchen mich an ihrer Seite, aber das ist mir bisher nicht gelungen.“ Ich ordnete meine Sachen und machte das Bett und begann, mich auf mein neues Leben vorzubereiten.

Ich saß auf meinem Bett und versuchte, mich von der Wirklichkeit abzulenken. Ich nahm mein Smartphone in die Hand, aber nichts schien mir hier Spaß zu machen. Ich hatte dieses leere Gefühl in Bezug auf

aber es war kein richtiges Buffet. Wir hatten nur eine Option. Wir mussten eine kalte Mahlzeit nehmen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie eine solche Mahlzeit zum Abendessen gegessen. Das Essen sah genauso kalt aus wie meine Umgebung. Ich konnte ohne warmes fettiges Essen nicht leben. Zumindest wurde ich ohne es nicht satt. Was sonst konnten wir in dieser Gegend ohne eine gute Mahlzeit haben? Nun ja, ich hatte keine andere Wahl. Entweder musste ich mich selber füttern oder bis zum Frühstück am nächsten Tag hungrig bleiben. Ich nahm meine Portion und suchte nach einem ruhigeren Platz zum Sitzen.

Später fand ich heraus, dass die Deutschen kalte Mahlzeiten zum Abendessen essen. Unterschiedliche Kulturen und unterschiedliche Vorstellungen. Das war eine meiner größten kulturellen Überraschungen in Deutschland.

Verzweifelte Bewohner*innen

Als ich in verschiedene Ecken nach einem ruhigeren Ort suchte, hörte ich zwei Typen streiten. Sie kamen aus meiner Heimat, und ich hatte erwartet, dass sie zumindest hier in Deutschland nicht handgreiflich werden würden. Aber da wir in einem Ankerzentrum waren, das ja aussah wie ein Gefängnis, fingen die beiden nach einer Minute an, sich zu schlagen. Das Sicherheitspersonal stürzte sich in das Geschehen. Es war nicht leicht, sie zu trennen. Sie schlugen aufeinander ein, als wären sie seit ihrer Geburt Erzfeinde. Es war ein knallharter Kampf. Als ich einen Mann fragte, was da gerade passiert wäre, sagte er mir, dass das hier jeden Tag vorkomme, keine Sorge. Was solle man auch erwarten, wenn Hunderte von Menschen an einem solchen Ort zusammengepfercht werden? Vielleicht hätten sie bereits zuhause Probleme gehabt, vielleicht seien sie schon einige Zeit hier und kämen nicht so gut miteinander aus. Es sei nicht das erste Mal, dass sie gegeneinander kämpften. Niemand dürfe arbeiten. Niemandem sei es erlaubt, umzuziehen. Niemand dürfe hier irgendetwas tun. Viele Menschen litten an psychischen Störungen. Niemand sei völlig sicher und gesund. Als ich auf meinen Teller zurückblickte, hatte ich keinen Appetit mehr auf das Abendessen. Ich ging in eine Ecke des Raumes und setzte mich an einen ruhigeren Platz, probierte einen kleinen Toast und das war's. Ich konnte nicht weiter essen. Es fiel mir schwer, ihn überhaupt herunterzuschlucken. Ich war gestresst. Das ist es also, was ich für den Rest meines Aufenthalts hier zum Abendessen haben werde. Ich war so ein Essen nicht gewohnt. Wie würde ich das überleben?

Ich war so ein Essen nicht gewohnt.

Wie würde ich das überleben?

alles um mich herum. Es war Zeit fürs Abendessen. Einer sagte: Lass uns in die Küche gehen. Ich fragte: „Küche? Ach, es ist Zeit für's Abendessen. Ich habe es nicht bemerkt. Also, was kochen wir?“ Er grinste und sagte, dass wir nicht kochen dürfen, dass wir keine rohen Lebensmittel von draußen mitbringen dürfen und dass wir den ganzen Tag nur fertig zubereitetes Essen bekommen würden. Ich war neugierig. Zubereitetes Essen hört sich für mich gut an. Wenigstens muss ich danach nicht abwaschen.

Als ich die Küche betrat, sah ich einen sehr großen und lauten Raum. Das Procedere bestand darin, sich für jede Mahlzeit, die wir zu uns nehmen würden, zu registrieren. Nachdem ich mich angemeldet hatte, ging ich zum Ausgabebereich. Es sah aus wie ein Buffet,



„Looks like a real prison. Even a sane person would go nuts here.“

Innenansicht eines Anker-Zentrums in Bayern II

jung sein



„Life became a slow motion. There's no movement.“

Innenansicht eines Anker-Zentrums in Bayern III

So eine Situation zu überleben, ist schwierig. Sekunden fühlten sich an wie Stunden und Minuten wie Tage. Ich unterhielt mich kurz mit meinen Mitbewohnern; es war bereits dunkel, und es war Zeit zum Schlafen. Nicht nur die Dunkelheit würde mich heimsuchen, sondern auch der Ort, an dem ich mich befinde. Ich sagte meinen Mitbewohnern, dass es Zeit zum Schlafen sei und dass ich dringend schlafen müsse. Ich bin so hundemüde vom ersten Tag hier. Einer meiner Mitbewohner sagte mir, dass es zum Schlafen noch zu früh sei. Wer sollte bei diesem Lärm schlafen können. Viele Menschen schliefen erst beim Morgengrauen ein. Ich ignorierte ihn und fragte ihn, ob ich das Licht ausmachen könne. Ich tat es und legte mich in mein Bett. Es war fast Mitternacht. Ich wollte nur noch schlafen. Aber es war schwierig. Ich konnte weder meine Gedanken abschalten noch meine Augen schließen.

Er hatte recht. Ich hörte eine Gruppe von Leuten im Korridor laut reden und sich gegenseitig anschreien. Die Kinder spielen immer noch, sprangen herum, weinten und brüllten. Jeder Sprung in diesem gigantischen Container fühlte sich wie ein Erdbeben an und jedes Geschrei wie ein Gewitter in der Regenzeit. Es war fast Mitternacht. Niemand schlief. Warum schlief hier niemand? Ich hörte jeden Schritt, den die Menschen auf dem Korridor machten. Einige Leute sangen aus Verzweiflung, oder schrien laut. Sie hätten im Bett sein müssen; es war so spät. Ich konnte in dieser Nacht bis zum Morgengrauen nicht mehr einschlafen. Dieser Ort fühlte sich bereits jetzt wie die Hölle an. Es gab keinen Ausweg. Die Leute waren verrückt geworden. Was geschah hier mit den Menschen? Niemand konnte schlafen, nicht einmal die Kinder. Alles wurde real. Es war eine völlig neue Erfahrung für mich und ein sehr schlechter Start für das Leben in Deutschland.

Leben in Zeitlupe

Meine Träume hingen in der Luft. Nichts geht voran wie erwartet. Menschenrechte werden nicht beachtet. Jungen, Mädchen, Männer, Frauen, Kinder, psychisch instabile Menschen, alle am selben Ort eingesperrt. Sieht aus wie ein richtiges Gefängnis. Selbst ein geistig gesunder Mensch würde hier verrückt werden. Ich weiß nicht. Ich bin fassungslos. Das Leben wird härter. Ich hätte nie gedacht, dass ich in so einem Elend enden würde. Zuhause wurde ich bedroht und jetzt das. Ich habe das Gefühl, dass sich der Staat von uns,

den Einwanderern, bedroht fühlt und beschlossen hat, uns hierher zu bringen. Sie haben noch nie in meinen Schuhen gesteckt und keine Ahnung, wie schwer es ist, hier als Immigrant zu leben. Ich bin kein böser Mensch. Auch ich möchte ein normales Leben leben. Ist es falsch, normal zu leben? Meine Ängste werden hier immer schlimmer. Es drückt schwer auf meine Brust, jeder Atemzug ist voller Verzweiflung. Ich habe das Gefühl zu sterben. Es gibt keine Hoffnung mehr. Vielleicht höre ich auf, zu viel zu erwarten, aber ich bin hilflos, schwach und machtlos.

Eine Nacht ohne Schlaf verstrich, und wir gingen frühstücken. Ein Frühstück, wie man es an einem solchen Ort nicht erwarten würde. Es gab viele Gerichte, die man sich auswählen konnte. Aber ich hatte keinen Appetit auf eines davon. Ich konnte nichts essen. Ich stand unter Anspannung, Angst und Stress. Meine Gedanken und Fragen häuften sich an. Ich ging zurück in mein Zimmer und schlief einige Stunden. So einen tiefen Schlaf hatte ich in meinem ganzen Leben nicht. Es

war eines der Gefühle, die man selten haben kann. Ich wachte auf und ging zum Mittagessen. Das Mittagessen war nicht kalt und besser als das Abendessen. Selten hatten wir gutes Essen zu Mittag, meistens konnte ich das Essen nicht essen. Manchmal wegen der Auswahl der Speisen, manchmal wegen des Geruchs, manchmal wegen des Geschmacks und manchmal, weil es immer dasselbe faulige Essen gab.

Langsam und langsam verstrichen Tage und Nächte. Das Leben wurde zu einer Zeitlupenaufnahme. Es gibt keine Bewegung mehr. Alle hatten eine schwere Zeit. Einige Menschen nahmen bereits irgendeine Art von Medikamenten, und einige waren nicht in der Lage zu verstehen, warum die Dinge so waren, wie sie waren. Meine Hobbys änderten sich in ständiges Grübeln und Schlafen. Ich hatte keinen Job, kein Leben, und nichts lief zu meinen Gunsten. Ich durfte nichts tun. Ich konnte keine Arbeit finden, konnte den Ort nicht verlassen und konnte nicht tun, was ich wollte. Ich durfte nur einen Orientierungssprachkurs in Deutsch machen. Ansonsten musste ich einfach warten, warten.

Qualen mit Drogen betäuben

Ich habe mich allmählich an die Situation und die Umgebung gewöhnt. Die Dinge begannen sich erheblich zu verändern. Ich habe mich an viele Dinge an diesem Ort gewöhnt. Ich sehnte mich nicht mehr

Langsam und langsam verstrichen Tage und Nächte

nach meinen warmen Mahlzeiten. Das kalte Essen schmeckte köstlich. Der Ort und die Umgebung waren angenehmer geworden. Der Ort veränderte mich sehr. Das hätte ich mir nicht vorstellen können. Ich verlor meinen Verstand. Es war schon ein weiter Weg. Ich versuchte alles, um von dort wegzukommen, oder versuchte sogar, etwas zu finden, womit ich mich beschäftigen konnte. Nichts ist mir gelungen.

Alles, was ich tun konnte, war, mich um mich selbst zu kümmern, zu duschen, mich nett und sauber anzuziehen, lange Spaziergänge zu machen und in die Innenstadt zu gehen. Alles, was ich tat, war, mich von meiner Realität abzulenken; trotzdem fühlte ich mich immer noch wie betäubt und so, als ob ich innerlich zusammenbrechen würde. Ich habe im Zentrum einige Bekannte und Freunde gefunden. Ich hatte einfach das Gefühl, dass wir dieselbe Verzweiflung teilen. Ich fing an, sie zu meiden, denn das würde meine Situation noch verschlimmern. Alles, was ich hörte, als ich bei ihnen saß, war, wie beschissen das Leben im Zentrum war. Nichts war mehr angenehm. Fast jeden Tag gab es eine Schlägerei oder einen Kampf. Die Menschen haben sich hier über alles mögliche gestritten. Sie

Das Gefühl, keine Kontrolle über mich und mein Leben zu haben, verfolgte mich dauernd

kämpften gegeneinander; sie kämpften gegen das Sicherheitspersonal; sie kämpften um verschiedene Lebensmittel in der Küche; sie kämpften mit dem Verwaltungspersonal ohne Grund; sie kämpften wegen ihrer Konflikte zuhause; sie brachten ihren inneren Hass hierher; jeder wollte frei sein. Das Leben in Deutschland erleben. Im Zentrum lief nichts zu ihrem Vorteil.

Ich fing mit Drogen an. Es machte mehr Spaß, wenn ich nicht nüchtern war. Das war das einzige Mal, dass es mir egal war, was mit mir oder meinem Leben oder um mich herum passiert. Tagsüber fing ich an, mit einigen Freunden Bier zu trinken. Ich hatte vorher nie getrunken, und wurde allmählich zu einem starken Trinker. Das war mein einziger Ausweg aus der Realität. Vor allem an den Wochenenden trank ich viel, vor allem mit meinen Bekannten aus dem Zentrum, draußen in einem ruhigeren Teil der Stadt. Wir probierten auch verschiedene Drogen aus. Auf diese Weise versuchten wir, von diesem Ort Abstand zu

gewinnen. Manchmal führten das Trinken zu Aggressionen, Kämpfen und Gewalt zwischen uns und zu anderen Zeiten zu Leere und Traurigkeit. Manchmal kamen uns vor Verzweiflung die Tränen. Wir versuchten, in Clubs oder Diskotheken zu gehen, aber die meisten von ihnen behandelten uns, als gehörten wir nicht dorthin. Sie sahen sich unsere Dokumente an, sie verweigerten uns den Zutritt. Einer von ihnen sah eines Abends meinen Aufenthaltstitel an und machte sich darüber lustig, da es kein normaler Plastikausweis war. Dann gingen wir in einen Park, tanzten und hörten bis zum Morgengrauen Musik, bis alle allmählich wieder nüchtern wurden. Wir begannen, zum Zentrum zurückzulaufen, weil wir nicht genug Taschengeld hatten, um ein Taxi zu nehmen. Wir liefen viele Kilometer zu Fuß.

Überleben und ein Erlebnis, das mir die Augen öffnete

Manchmal ging ich mitten in der Nacht alleine spazieren. Ich habe viele Nächte im Stadtzentrum verbracht. Ich saß da, beobachtete die Leute, beobachtete, wie sich alle amüsierten. Ich würde gerne das Gleiche tun, konnte es aber nicht. Mein Geist war wie betäubt. Ich dachte nur daran, wie ich mein normales Leben wieder aufnehmen könnte. Später lief ich auf den Feldern herum, weinte und schrie. Ich brauchte verzweifelt Hilfe. Es gab nirgendwo eine helfende Hand. Ich konnte meine Situation nicht verstehen. Ich war so gut wie erledigt. Ich würde nur noch den Ozean der Sorgen und Frustrationen erleben. Das Gefühl, keine Kontrolle über mich und mein Leben zu haben, verfolgte mich dauernd. Manchmal dachte ich, der Ausweg aus meiner Situation sei es, über Selbstmord nachzudenken. Im Zentrum wurde mein schlechter Zustand schlimmer. Schübe von Angst und Depression begleiteten mich fast die ganze Zeit. Schließlich beschloss ich, zu einem Psychiater zu gehen. Nachdem ich in der Klinik war, wurden mir Antidepressiva und ein Schlafmittel verschrieben.

Auch wenn ich viel gelitten habe, blieb noch ein kleines bisschen Hoffnung in mir. Ich war optimistisch, bevor ich nach Deutschland kam. Nach und nach halte ich mich an den letzten Stücken fest, die mir noch bleiben. Ich habe viel gelesen und viele Motivationsvideos angeschaut, um mein Inneres wieder aufzuladen. Eines Tages las ich in einem Artikel ein Zitat von Rumi, dem berühmten persischen Dichter und Philosophen des 13. Jahrhunderts. Er sagte: „Dein Herz wird solange gebrochen, bis es sich öffnet“. Und sein anderes Zitat lautete: „Fühl dich nicht einsam, das ganze Universum ist in dir.“ Das hat mich sehr

getroffen. Allmählich begann ich, die Neuerungen in meinem Leben ein wenig positiv zu sehen. In meinem Kopf wusste ich, dass es nicht das Ende der Welt war, aber es fiel mir schwer, es zu glauben. Ich freute mich auf viele gute Dinge, die noch auf mich warteten. Ich wollte einfach nur nicht die ganze Zeit an diesem Ort bleiben.

Ich habe alles versucht. Ich ging zu verschiedenen Büros und bat sie um eine Freiwilligentätigkeit. Ich ging zu einem der Büros, die mit Immigranten arbeiten, aber sie entschuldigten sich und sagten, dass sie einem Geflüchteten, der im eingezäunten Lager lebt, nichts anbieten könnten. Ich war schockiert. Warum konnte ich nicht einmal einen Freiwilligenjob bekommen? Ich wollte nur Kontakte knüpfen, Freunde außerhalb des Lagers finden. Das war noch nicht möglich. Eine von ihnen sagte mir, dass sie nicht mit ihren Klienten ausgehen dürfen, als ich sie fragte, ob wir mal draußen Kaffee trinken könnten. Das ist die Spitze der Isolation. Wir waren von der Außenwelt abgekoppelt. Nichts war möglich. Ich glaube, auch für Außenstehende sah der Ort wie ein Gefängnis aus.

Irgendwann begegnete ich Julian

Man sagt, wer sucht, wird schließlich etwas finden. Eines Tages brauchte ein Freund Ratschläge und Informationen zu einem offiziellen Schreiben. Ich hörte von der Einrichtung *InfoBus*, und dass sie dort Migranten und Geflüchtete bei der Bearbeitung ihrer Papiere unterstützen. Ich begleitete ihn als Dolmetscher. Ich traf diesen coolen Typen, Julian. Als ich ihn begrüßte, wusste ich irgendwie, dass dies mein Glückstag war. Immerhin dieser Mann würde mir in diesem Chaos helfen. Wir stiegen in diesen schönen alten pinken Bus, mein Freund wurde beraten, und nachdem ich mit dem Dolmetschen fertig war, wollte ich ihn um Hilfe bitten. Ich war so verzweifelt und wollte es nicht einmal mehr versuchen. Ich dachte, niemand hilft hier irgendjemandem. Trotzdem bat ich ihn um eine ehrenamtliche Tätigkeit irgendwo in Ingolstadt. Zuerst antwortete er, er glaube nicht, dass mir eine solche Gelegenheit geboten wird, wenn ich im Asylverfahren und in der Stadt Ingolstadt bin. Vielleicht würde ich mehr Möglichkeiten haben, wenn ich in München wäre. Als er mich ansah, glaubte ich, dass er etwas gefühlt hat. Er fragte mich, ob ich seinem Team beitreten könne. Er sagte, er brauche einen Dolmetscher für den Bus. Ich sagte ihm, dass ich mehrere Sprachen spreche (Persisch, meine Muttersprache, Paschtu, Urdu, Englisch, ein wenig Deutsch und ein wenig Arabisch), und er stimmte zu, dass wir in den kommenden Wochen mit der Arbeit beginnen

würden.

Ich freute mich, endlich etwas zu tun zu haben. Es war eine großartige Sache. Ich würde nicht nur mir selbst helfen, sondern auch anderen, die sich in der gleichen Situation befinden. Zumindest würde ich ihnen irgendwie eine helfende Hand sein. Das war der erste Wendepunkt meines Lebens in Deutschland. Julian ist ein cooler Typ. Wir wurden allmählich Freunde und kamen uns näher. Ich war Teil des Teams. Ich lernte viele andere großartige Menschen kennen, die sich ehrenamtlich engagieren und für die gleiche Sache arbeiten. Um anderen zu helfen. Um Geflüchteten in Not zu helfen. Nach und nach erarbeitete ich mir ein soziales Umfeld, an das ich vorher nie gedacht hätte. Durch das Umfeld lernte ich viele tolle Leute kennen, die mit dem Bus und in den Projekten zur Unterstützung von Immigranten arbeiten.

Ein besseres, aber längst kein normales Leben

Das Leben fing an, besser zu werden. Nichtsdestotrotz hatte ich Mühe, hier ein normales Leben zu führen. Ich glaube, es braucht mehr Zeit, als ich erwartet hätte. Hoffentlich bringt die Zukunft mehr Möglichkeiten. Ich glaube, dass man im Leben Schwierigkeiten hat und kämpft, aber die Dunkelheit wird immer vom Licht verfolgt. Wie R m sagt: „Trauer kann der Garten des Mitgefühls sein. Wenn du dein Herz durch alles offenhält, kann dein Schmerz dein wichtigster Verbündeter auf der Suche nach Liebe und Weisheit in deinem Leben werden.“

Obwohl mein Asylantrag noch nicht fertig bearbeitet ist, wird mein Leben besser. Ich habe vor kurzem die Antidepressiva abgesetzt, aber es ist noch ein weiter Weg bis zu meiner vollständigen Genesung. Außerdem bin ich in einem Integrationskurs eingeschrieben, in dem ich mit Unterstützung des Staates Deutsch lerne. Ich bin dem Staat dankbar für die Bereitstellung von Nahrung, Unterkunft und Unterstützung. Ich glaube, Covid-19 ist eines der schrecklichsten Dinge, die in der Geschichte der Menschheit geschehen sind, aber gleichzeitig ist es eine Erfahrung, die mir die Augen öffnet. Es hat allen bewiesen, wie schwierig das Leben ist, wenn man in Isolation lebt und seiner Freiheit beraubt wird, nicht mehr arbeiten kann, keinen Job mehr hat, kein normales Leben mehr hat.<

Ich bin Bahis Delawery, ein Einwanderer aus Afghanistan. Vor meiner Abreise arbeitete ich für das afghanische Gesundheitsministerium, und davor studierte ich Betriebswirtschaft an der American University of Afghanistan. Nach meiner Ankunft in Deutschland habe ich neun Monate in einem der sogenannten Anker-Zentren verbracht und lebe derzeit in einer Gemeinschaftsunterkunft. Ich glaube, der gesamte Einwanderungsapparat, d.h. die Anker-Zentren und Lager, sind entmenslichend und führen nur zu mehr Problemen. Sie sind kostspielig für die Regierung und eine Verschwendung von Steuergeldern. Letztlich beschern sie der Gesellschaft nichts als mehr Menschen mit psychischen Störungen und Krankheiten.

Elena Stingl lebt in Berlin, wo sie an einer Doktorarbeit über europäische Arbeiterbewegungen der 1930er Jahren arbeitet.